

Kultur und Massengesellschaft

Einer der interessantesten Leute unter meinen Nachbarn ist ein junger Mann, der sich einen Habicht hält. Er hält ihn auf einer Eisenstange im Garten neben einer kleinen Betonburg mit flutternder roter Fahne. Wenn er ihn mit rohem Fleisch füttert, dann schützt er seine Hand mit einem ledernen Schweißerhandschuh, den er vermutlich aus der Fabrik mitgenommen hat, in der er arbeitet. Eine junge Bankbeamtin aus sehr bürgerlichem „Haus“, die mich kürzlich besuchte, die genauso wohnt wie der junge Mann es gern möchte, fand die Sache „shocking“. Als sie erfuhr, daß mein Nachbar vorhatte, das Tier zur Jagd zu dressieren, spaßte sie: „Hat er auch ein Pferd im Keller, um damit auf die Falkenjagd auszureiten?“ — Nein, aber ein Fahrrad, mußte ich erwidern, denn ein solches besitzen, soweit ihnen nicht ein Motorrad oder Roller zur Verfügung steht, nahezu alle meine Anrainer. Ein so originelles Hobby wie der nette junge Mann hat freilich kein anderer.

Einer, der vor kurzem an einem Herzleiden starb, züchtete zwar in seinem Garten heimische Orchideen, er war aber immerhin schon ein Mann in den Fünfzigern. Er sammelte auch Bücher über Pflanzen, soweit ihr Preis mit seinem Einkommen in Einklang stand. Er bewohnte aber wie alle anderen hier mit seiner Familie ein Siedlungshaus, dessen Einrichtung sich kaum von den übrigen unterschied. Wie die meisten hatte er ein Badezimmer, ein Radio, und er ging manchmal ins Kino — an Fragen der Kunst und an Stilproblemen nahm er keinen Anteil. Ein anderer Nachbar besitzt wunderschöne Kakteen, und eine Nachbarin erwarb vor einiger Zeit ein Pianino, an dem sie gelegentlich einige Takte Mozart anschlägt — nicht sehr zur Freude sensibler Zuhörer, da sie als berufstätige Frau und Mutter nur wenig Zeit findet, ihr Können zu üben und zu vervollkommen. Wenn ich von einem mit mir befreundeten Herrn absehe, der zwar als Maurer sein Brot verdient, aber Schriftsteller ist und daher nicht zu den „gewöhnlichen Leuten“ gerechnet werden kann, der sich neben einer kleinen Bibliothek, in der es viele Jahrgänge von *K. Kraus'* „Fackel“ und die erste Ausgabe von *Musils* „Mann ohne Eigenschaften“ gibt, eine Sammlung von Steinen und ein Aquarium hält, dann bin ich mit den originalen Zügen in unserer Siedlung am Ende. Der Rest ist Global-Zivilisations-Konformismus, innen kaukasische Nuß und Haar-Boucle plus Staubsauger, außen ein bißchen Ringelblumengärtnerei bei Radioklängen.

Wenn man die älteren und neueren Teile der Siedlung zusammenrechnet, mögen bei zweitausend Menschen, vielleicht ein wenig darüber, in ihr wohnen. Die letzte Straßenbahn aus dem Zentrum fährt so zeitig, daß man sich nach einem Konzert- oder Theaterbesuch schon ziemlich beeilen muß, um sie zu erreichen. Es besteht jedoch kein Grund, für Kunstfreunde einen späteren Zug anzusetzen, weil es keine gibt. Fußball-Ländermatches sind bekanntlich schon zu früherer Stunde aus, und Kinos, Tanzlokale und Wirtshäuser gibt es näherliegende. Die Leute, die man den weiten Weg zu Fuß heimwärtsstrebend antrifft, sind a) bezechte Nachtschwärmer zumeist in Gruppen, besonders an Freitagabenden, b) Sportler, deren Fernzüge Verspätung hatten, c) Arbeiter, die Überstunden machen mußten. Ich gehe durchschnittlich zweimal wöchentlich die Strecke zu Fuß, einem Kulturträger bin ich noch nie dabei begegnet.

Kulturträger — was ist das überhaupt? Warum sagen wir nicht einfach „kultivierter Mensch“? — Vielleicht, weil auch ein Kunstträger — um jene Bezeichnung anzuwenden, die ein moderner Dichter für den Produzenten kultureller Werte erfand — ein solcher sein kann. Es gibt nämlich auch solche in unserer Siedlung und sie bewohnen, etwa ein Dutzend an der Zahl, eine Reihe von Siedlungshäuschen, denen ein Atelier beigegeben ist. Merkwürdig an diesen Kunstträgern ist nun, daß sie nahezu die einzigen Kulturträger in diesem Milieu sind. Sie allein, deren Anliegen es ist, Kunstwerke

hervorzubringen, sind die einzigen, die sich auch um die Erzeugnisse anderer Künstler und um die allgemeinen kulturellen Werte kümmern. Wenn einer von ihnen etwa im Bibliotheksaal der Siedlung eine Mappenschau macht — gratis selbstverständlich —, dann bilden die übrigen mit ihren Angehörigen fast die einzige Zuschauerschaft. Ein ähnliches Bild zeigt sich, wenn eine Dichterlesung stattfindet; für Hauskonzerte wäre das gleiche zu erwarten, doch hat sich ein solches bisher ohnehin noch nicht ergeben. Das große „Genossenschaftshaus“ beherbergt hauptsächlich ein gut besuchtes Wirtshaus und eine schwach benützte Bibliothek. Der Theatersaal wird vorzüglich für Tanzfeste und gelegentlich für Aufführungen von Bauernschwänken benutzt; die übrigen Räume des Hauses, die den kulturellen Bedürfnissen der Siedler dienen sollen, stehen leer. Von den kulturellen Veranstaltungen begegnete lediglich einigen gezeigten Kunst-Filmen geringes Interesse, das freilich kaum ausgereicht hätte, um im gewöhnlichen Kino einen Rang zu füllen. Kulturträger sind also rar — die Kunstträger müssen sozusagen ihre Funktion mitübernehmen.

Dabei sind die Mitglieder dieser kleinen Künstlerkolonie keineswegs fanatische Avantgardisten, was ja die Masse bekanntlich ablehnt. Nur den kleinsten Teil von ihnen könnte man bedingt dazu zählen, ihr Hauptfeld bewegt sich, wenn man so sagen kann, auf altbewährten impressionistischen Bahnen, der Rest ist sogar richtig konservativ, oder was man halt so nennt. Auch liegt ihr Lebensstandard beileibe nicht über dem ihrer Nachbarn, sondern bisweilen sogar darunter, eine lebensmäßige Kluft besteht zwischen ihnen nicht. Zu einem Drittel sind sie übrigens von Haus aus Arbeiter gewesen. Da sie fast alle von ihrer Kunst nicht leben können und einem bürgerlichen Beruf nachgehen, verfügen sie auch nicht über mehr Muße als die anderen Siedler. Im Gegenteil, wenn diese, die Früchte des Achtstundentags genießend, in den Gärten sitzen oder gar schon im Bett liegen, dann sieht man sie noch bei erleuchtetem Fenster in Tätigkeit. In Tätigkeit — wofür? Bei Tage sind sie Lehrer, Gebrauchsgographiker, Dessiner, Journalisten, Ausstellungstechniker, am Abend machen sie dann — Kunst. Für wen? Für die anderen, für die sagenhafte Kultur, die niemand in der Umgebung braucht —? Stimmt das, kann das stimmen?

Also sehen wir uns einmal das kulturelle Verhalten der Siedler näher an. Aus welchem Grund leben denn eigentlich diese Künstler mitten unter ihnen? Gehören die alle einer Klasse, einer Bevölkerungsgruppe an? Welche Leute sind das überhaupt? Ein Komplex von Fragen —! Fasse ich etwa den jungen Arbeitersohn ins Auge, der aus wirtschaftlichen Gründen sein Studium aufgeben mußte und als Hilfsarbeiter in eine Linoleumfirma eintrat, wo sein Einkommen das eines durchschnittlichen Akademikers um das Doppelte übersteigt, dann weiß ich nicht, in welche Kategorie ich ihn einordnen soll. Wohin gehört der selbständige Gewerbetreibende, der Kommunist ist? Wohin gehört der Amtsdienstler in einem Ministerium, der sich ein Grundstück erwirbt, auf dem er sich Haus und Stall baut; wohin der junge Eishockeystar, der als Facharbeiter mehr verdient als viele Familienväter und mit seinem Verein weite Reisen ins Ausland unternimmt; wohin der Flugplatzleiter mit eigenem Wagen; wohin der Lederarbeiter, in dessen Wohnung außer Air-condition jeder moderne Komfort zu finden ist; wohin der Analphabet, der als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter mehr verdient als der im gleichen Betrieb als Planzenzüchter tätige Dr. phil. und Biologe; wohin der Sohn eines Geschäftsmannes, der zur Polizei geht; wohin der Tischlergehilfe, der besoldeter Gemeinderat wird? — Arbeiter, Beamte, Bürger? — Soziologen haben nachgewiesen, daß heute Facharbeiter, Angestellte und bürgerliche Restbestände zusammen einen neuen Mittelstand bilden. Und gerade das ist in unserer Siedlung der Fall; es zeigt sich hier krasser als in den alten städtischen Wohngebieten, daß die alten weltanschaulichen und politisch-ideologischen Begriffe keine Realität mehr besitzen. Wohl kann man die meisten der Bewohner Arbeiter oder Angestellte nennen,

aber wenn man sie betrachtet, dann drängen sich ganz andere Tatsachen auf als Klassengegensätze im alten Sinn, nämlich die, daß innerhalb der kulturellen Vereinheitlichung ungeachtet des Berufs, des Einkommens, des Herkommens, der Erziehung und der parteilichen Bindung sich eine neue, ganz andere Schichtentrennung entwickelt. Der anfangs erwähnte junge Mann mit dem Habicht, von dem die meisten übrigen Nachbarn annehmen, er hätte „einen Vogel“, der leider verstorbene Orchideenzüchter und noch einige andere sind Symptome dafür.

Um deutlich zu machen, was es mit dem „Falkner“ auf sich hat, muß ich auf die Konsumgewohnheiten meiner Nachbarn zu sprechen kommen. Deren Grundform stellt das „Ins-Kino-Gehen“ dar, das die meisten von ihnen ziemlich regelmäßig betreiben. Es ist ein passives quantitatives Konsumieren, ohne geistige Anstrengung und Unterscheidung. Auch ihre Lektüre besteht, wie der Bibliothekar sagt, aus Büchern, die sich „wie nichts“ lesen. Ein ähnliches Verhalten zeigt sich im Sport: Nicht nur die Goals im Fußballmatch werden sozusagen konsumiert, sondern auch die gefahrenen Kilometer auf der Landstraße oder auf der Skipiste, gleich wie die Sonnenstunden im Strandbad. „... zig Kilometer in x Stunden!“ Als Äquivalent auf kulturellem Gebiet sei die Bemerkung einer Frau zu einer im Bibliotheksaal stattfindenden Ausstellung zitiert, die sich ärgerlich äußerte: „... drei Wochen hängen die Bilder schon da, wann werden sie denn endlich ausgewechselt!“ Alles in allem sind das typische Einstellungen des durch die industrielle Massengesellschaft geformten Normalverbrauchers, der nahezu ausschließlich auf den Konsum produzierter Güter hin lebt.

Die Siedlung als Ganzes ist ja schon ein Projekt dieser reinen Konsumenten-Einstellung. Geht man den ganzen Komplex ab, so sieht man zuerst einmal lauter nahezu gleiche Häuser, in denen sich überall gleiche Wohnungen befinden. Keiner der Inhaber hatte beim Bau mitzureden, denn ihre Planung und Durchführung oblag der Stadtverwaltung, die sie vermietet. Auch die Gärten rund um die Häuser sind ziemlich einheitlich angeordnet. Das beruht zum Teil zwar darauf, daß das städtische Garten-Inspektorat beim Anbau der Sträucher und Bäume genaue Vorschriften machte. („Kirschen haben wir in Kagran vorgesehen, hier gibt's Marillen!“) Grundsätzlich trägt aber die Einfallslosigkeit und falsche Sparsamkeit der Mieter die Schuld, die, statt eigene Vorlieben zu entwickeln, vom Nachbarn Samen und Ableger beziehen. Als typisches Beispiel für die unaktive Haltung mag jenes Mißverständnis von Besuchern und Neumieter gelten, die meinen, auch die gärtnerische Ausschmückung müßte eine Aufgabe der Hausverwaltung sein. So erschöpft sich das eigene Tun des Menschen, wenn man von seinen elementaren Verrichtungen absieht, mit ein bißchen schablonenhaftem Herumbasteln in Haus und Garten, Zeitunglesen, Anhören des Radioprogramms — man hat das Wort Zerstreuung dafür erfunden. Und diese Art der Zerstreuung ist das, was alle gemeinsam haben, ein Tun ohne geistige Aktivität, ein bloß passiv konsumierendes Tun.

Dieser Konsumentenmentalität zufolge ist das eigentliche geistige Zentrum der Siedlung das Verkaufslokal des Konsumvereins, von ihm her läßt sich die geistige Struktur der Mehrzahl der Siedler verstehen. Und es ist längst nicht mehr der kaum noch geglaubte Nimbus des Gemeinnützigen, der diese Wirkung ausübt, sondern etwas anderes. Die Auswahl der Waren ist dort zwar beschränkter, ihre Güte zuweilen zweifelhafter, die Preise teurer und die Bedienung unhöflicher als beim Kaufmann¹⁾, dafür kriegt man jedoch alles auf einmal, und da jedermann dort einkauft, macht man es auch so, obwohl man die Mängel kennt. Ein beträchtlich kleinerer Teil der Bevölkerung

1) Einige Hamburger Frauen, Mitglieder von Konsumvereinen, haben heftig protestiert, als wir ihnen diese Zeilen vorlasen. Was hier von dem Konsum einer Wiener Siedlung gesagt wird, könnte als Ausnahme nur die Regel bestätigen: In den deutschen Konsumvereinen ist die Güte der Waren keineswegs schlechter, der Preis keineswegs höher, die Bedienung keineswegs unhöflicher als beim Kaufmann. (Die Redaktion.)

versorgt sich auf dem etwas abseits liegenden Markt in privaten Geschäften, und eine dritte, vielleicht mit der ersten Schicht gleich große, sich mit dieser aber überschneidende Gruppe kauft in einer Art von Einheitsladen, der östlichen Vorbildern nachgeahmt ist, und über den noch zu reden sein wird.

Fürs erste muß festgehalten werden, daß es also in unserer Siedlung drei verschiedene Käuferschichten gibt, in denen sich grundsätzlich unterschiedliche kulturelle Verhaltensweisen ausdrücken. Jede auch nur oberflächliche Beobachtung zeigt nämlich sofort, daß die Konsumvereins-Käuferschicht in ihrer geistigen Struktur durchaus der amorphen Konsumentenmasse - unserer modernen Vergnügungsindustrie entspricht. Es sind dieselben Leute, die auf der einen Seite die Einheitspackung ihrer Lebensmittel, auf der anderen Seite das Filmabonnement im Vorstadtkino und das Radiowunschkonzert wahl- und kritiklos in Kauf nehmen. In ihrer geistigen Sterilität drückt sich noch etwas ganz anderes aus als die oft beklagte Unterbindung echter Willensbildung durch die modernen marktschreierischen Massenbeeinflussungsmittel der Reklame und Propaganda. Von ihr her läßt sich ohne weiteres das allgemeine kulturelle Verhalten aufschlüsseln, denn sie verrät eine geistige Struktur, die einfach zu plump ist, um eigene Unterscheidungskraft auszubilden. Grob gesprochen, könnte man von Dummheit reden, was ja auch z. B. jene intelligenteren Frauen zuweilen geradeheraus tun, die dem Konsumverein den Rücken kehren und sich dem Privathandel zuwenden, weil dieser ihren diffizilen Ansprüchen eher genügt. Daß unter ihnen sogar parteigebundene Sozialistinnen sind, ist sehr aufschlußreich, denn es beweist, daß es sich bei den Unterschieden in den Konsumgewohnheiten nicht einfach um klassen- und ideologiegebundene Formen handelt, sondern um solche verschiedener Intelligenzgrade. Und so sehen wir jene in unserer Siedlung verhältnismäßig schmale Privathandelskäufererschicht, die sich wählerisch verhält, die prüft, überlegt, sich aber im persönlichen Kontakt mit dem Verkäufer auch beraten läßt und die den Einkauf im Warenhaus und beim Agenten nach Möglichkeit vermeidet, auch den allgemeinen billigen „Kulturarrangements“ Widerstand entgegengesetzt. Sie beugt sich nicht dem Geschmacksdiktat jener „Mittelstandsmachiavellis“, die seelische Bedürfnisse mit portofrei ins Haus gelieferten Kolportage-Romanen, Allerwelts-Radioprogrammen, Bunten Abenden usw. befriedigen zu können vorgeben.

Ihr völlig entgegengesetzt ist jene amorphe Masse, die in jene östliche Magazine absinkt, wo die verlangte Ware erst bezahlt wird, ehe sie der Käufer zu Gesicht bekommt. Die Auslieferung erfolgt dort „schlagartig“, in der Art von militärischen Schalterabfertigungen und ohne die Möglichkeit der Reklamationen. Es genügt, einen einzigen Blick auf die Stammkundschaft dieser Läden zu werfen, um in ihr das Publikum jener minderwertigen Kitschlektüre und Schundfilme zu erkennen, die unser Kulturleben verpesten. Die geistige Primitivstruktur dieser Schicht läßt sich nur mit der jener Frau vergleichen, die noch monatelang nach Auffassung der Lebensmittelbewirtschaftung in der Kartenstelle erschien und dort mit großem Nachdruck die Wiedereinführung der Lebensmittelmarken verlangte. (In Holland soll eine Rundfrage ergeben haben, daß etwa 20 vH der Frauen sich während der Bewirtschaftung im Krieg wohler gefühlt haben, weil ihnen die „Sorgen“ der täglichen Wahl und Entscheidung beim Einkaufen abgenommen waren.)

Auch in dieser Schicht entsprechen die sonstigen Lebensgewohnheiten den Konsumgewohnheiten. Man findet in ihr sowohl die verwahrlochtesten wie die kitschigsten Wohnungen, die reinen Nutzgärten ohne Blumen, den Radioapparat auf dem Fensterbrett — also die größte Banalität in Lebensführung und Ausdruck. Es ist aber nicht materielle Notlage, die ihr diese Prägung gibt, man findet auch durchaus wohlhabende Familien. Die Einkommens Verhältnisse innerhalb der Siedlung sind, von wenigen Ausnahmen nach oben und unten abgesehen, ziemlich einheitlich. In den meisten Fällen, wo das Ein-

kommen des Mannes nicht ausreicht, verdient die Frau oder ein anderes Familienmitglied mit. Die drei skizzierten verschiedenen Kulturschichten gehen gleichmäßig durch die geringfügige Einkommenstaffelung hindurch, es ist also nicht diese, die den Ausschlag gibt. Und es ist auch nicht die besondere Billigkeit der Waren in den russischen Einheitsläden, die das Publikum anzieht, obwohl dieses sich gern darauf beruft. Trotzdem diese Art von Läden infolge ihrer Exterritorialität dem Staat keinerlei Abgaben zahlen und daher wirklich billig sein können, bekommt man doch nahezu alle der dort angebotenen Waren bei einiger Umsicht genau so billig auch im Privathandel. Es liegt also etwas anderes vor, und es sei daher, ehe ich diesen Passus abschließe, um Mißverständnissen vorzubeugen, noch darauf verwiesen, daß diese Käuferschicht sich keineswegs allein auf Kommunisten beschränkt, für deren Verhalten ja eine politische Begründung gegeben werden könnte. Es sind dort genau so viele sozialistische Parteiangehörige zu sehen und ebenso Leute bürgerlicher Herkunft.

Bleibt also die Frage, wieweit innerhalb dieser drei Schichten eine Fluktuation besteht. Für eine genauere Beobachtung ist der Zeitraum zu kurz, es läßt sich aber vermuten, daß die absteigende Bewegung leichter geschieht als die aufsteigende. In ihrer heutigen Ungeformtheit sind die unteren Schichten jedenfalls jüngeren Datums, mögen auch Gruppen mit verschieden ausgeprägter geistiger Struktur schon immer existiert haben. Genealogisch sind An- und Abstiegsformen durchaus festzustellen. So ist manchen jungen Leuten aus der untersten Schicht eine gewisse wählerische Haltung in Bekleidungsfragen durchaus anzumerken. Auch im Verhältnis zu volkstümlichen Musiken zeigen sie oft Vorliebe für Tanzmusik und Jazz. Ebenso besteht bei vielen von ihnen von vornherein Sinn für die Schönheit der reinen Zweckformen technischer Geräte. In ihrer Masse geben sie jedoch wenig Hoffnung für eine kulturelle Erfäßbarkeit.

Alles, was man von ihnen erwarten kann, ist ein langsames Anpassen an zeitläufige Modeformen in Fragen der Bekleidung und der Wohnkultur. Daraufhin richten sich heute auch hauptsächlich die volkserzieherischen Bemühungen. Allein jenen einzelnen, die sensibel und intelligent genug sind, um den öden Produktions- und Konsumtionskreislauf ihres Daseins zu erkennen und aus ihm herauszutreten, kann man Chancen für eine geistige Umstrukturierung geben. Es mag dabei etwas ganz Nebensächliches und Abseitiges sein, mit dem einer beginnt, ob er Jazzrhythmen trommelt, Libellenflügel sammelt oder Sternschnuppen zählt — wenn es nur etwas ist, das ihm nicht wie nach Einwurf einer Münze im Automaten mühelos zufällt, wenn es nur etwas ist, das in seiner Welt „sinnlos“ ist! Er hat dann genau dieselben Chancen wie jener zitierte junge Mann, der um den Preis, als einer zu gelten, der „einen Vogel hat“, das zwecklose Wagnis unternimmt, ein wildes Raubtier zu — kultivieren! Eine ganz schmale Vorstufe zur Kultur, gemessen an deren großen abendländischen Traditionen — aber ein schönes Symbol für sie.

Der Mann fängt wahrlich ganz unten an und wird wahrscheinlich nie ans Ende kommen. Aber vielleicht wird er ein Stück weiter gelangen. Sicherlich wird er vorerst wie die übrigen Nachbarn weiterhin die Beschäftigung mit künstlerischen und literarischen Fragen für unnatürlich halten und wie bisher maßlos viele Bilder im Film und in den Illustrierten unverstanden an sich vorüberziehen lassen, er wird weiterhin im Konsum einkaufen und wird sich vielleicht einen „Sekretär“ aus kaukasischer Nuß ins Wohnzimmer stellen — aber er wird sich dabei wenigstens nicht langweilen, denn er hat ja seinen Vogel. Und vielleicht beginnt er, sich über diesen eines Tages gar noch für alte Bücher über Falknerei zu interessieren und für Tierdarstellungen. .. und so sehe ich ihn schon zwischen der Betrachtung einer neolithischen Höhlenzeichnung und eines kubistischen Stieres von Picasso auch einen Blick auf Rembrandts alten Mann werfen und dann gar den „Wilhelm Meister“ lesen, und die alte und die neue Odyssee, und schon langweilt ihn auch die Zauberflöte nicht mehr, genau so wenig wie „Le sacre

du printemps“ oder ein gregorianischer Choral. Dann aber wird er sich vermutlich nicht mehr im Konsum abfertigen lassen wollen, er wird auch einen Buchhändler haben, weil die ihn interessierenden Werke nicht in Buchgemeinschaften erscheinen, aber seine alten Freunde werden sagen: „Er hat schon immer ‚einen Vogel‘ gehabt.“ Und nur seine anderen Nachbarn, die ebenfalls am Anfang zitierten Kunst- und Kulturträger, werden ihre Freude haben, denn das kulturelle Getto wird wenigstens für einen Menschen durchbrochen sein. Vielleicht wird er dann auch seinen Nuß-Sekretär hinauswerfen und sich gemeinsam mit einem der Kunstträger eine neue Einrichtung entwerfen, die halb so teuer kommt wie sogenannter „Vollbau“, aber tausendmal schöner und zweckmäßiger ist. Gewiß wirft er dann auch seine unmöglichen Nippfiguren fort und sucht sich bei einer Keramikerin einen Krug für seinen Wein aus, wobei er schließlich sogar noch darauf kommt, daß die Entwicklung einer einzigen anständigen Form die Arbeit langer Jahre fordert und ohne Berechnung auf Gewinn erfolgt. Möglicherweise kommt er dann auch dahinter, daß die Keimzellen des modernen Geschmacks in den Kunstwerken unserer Zeit zu suchen sind, in denen das künstlerische Zeitbewußtsein den im 19. Jahrhundert heraufgeführten Stilpluralismus integriert. Und dann erst wird er verstehen, warum die inmitten der Siedlung lebenden Künstler »so ohne Kontakt mit der Wirklichkeit sind“ und was es mit dem riesigen kulturellen Getto, in dem seine früheren Freunde leben, auf sich hat.

Wird er dann nicht sagen: Ja, es gibt doch überhaupt keine Zone kulturellen Lebens, die nicht auch dem wachen Arbeiter zugänglich ist! Und die Kultur ist primär eine Sache von Künstlern, an der auch das sogenannte Bürgertum nur mit einem geringen Prozentsatz Anteil nimmt. Und bei allen sogenannten weltanschaulichen und echten wirtschaftspolitischen Gegensätzen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen gleichen diese einander in ihrer kulturellen Impotenz! Sie leben alle ausgerichtet auf einen materiellen Wohlstand hin, und was sie voneinander unterscheidet, sind nur verschiedene Arten, ihr Geld zu verdienen. Kultur als geistiger Reichtum im Sinne lebendiger Kunstpflege ist ihnen allen nicht gegeben, sie ist nicht die Form ihrer Seele, die ihr Leben verwandelt, sondern bestenfalls ein Gemütsregulativ für die langweiligen Fsiertage oder schlimmerenfalls jener Schmutz und Schund, mit dem sie sich zu „zerstreuen“ versuchen. Verglichen mit der bürgerlichen und bäuerlichen Handwerkskunst vergangener Tage erscheint ihr Leben maßlos verarmt. — Warum ist das so? Erklärt sich dieser Zustand aus den im Gefolge der industriellen Revolution erfolgten großen sozialen Umschichtungen? Stellen diese nicht eine völlig neue Grundlage für Kultur her? In allen großen Kulturepochen vor uns war doch Kultur, wie wir sie aus der Geschichte kennen, allein die Lebensform von gesellschaftlichen Eliten, an der die unteren Schichten nur partizipierten — und heute gibt es doch keine gesellschaftlichen Eliten mehr. Wir finden Arbeiter auf Ministersesseln und Lehrkanzeln und Nachkommen alter Adeliger als Lasträger. Wer macht denn dann Kultur heute noch möglich — die Masse doch nicht?

Also wenn mein Freund mit dem Vogel vermutlich auch noch lange nicht so fragen wird, so möchte ich ihm die Antwort darauf doch nicht vorenthalten. Die Sache ist einfacher, als ich sie ihn denken ließ. Wenn wir auch nahezu keine wirtschaftlich tragfähige gesellschaftliche Elite mehr besitzen, so besitzen wir doch eine geistige Elite, d. h. Menschen mit subtiler geistiger Struktur, mit geformter Intelligenz. Diese sind zwar materiell kaum in der Lage, als große Mäzene zu wirken, weil sie sich zumeist nur von bürgerlichen Berufen nähren, aber einige von ihnen gehören als Fachleute jener berühmten Managerschicht an, ohne die die moderne Massengesellschaft nun einmal nicht leben kann, und so können sie gelegentlich etwas für die Kultur tun. Die Entstehung unserer Künstlerkolonie ist z. B. ihrem Management zu verdanken, durch ihren Kulturwillen wurden die an den Rand der Gesellschaft gedrängten Künstler wieder in deren

Mitte zurückgeholt. Auf dem Papier freilich, in der Planung — denn de facto hat sich in deren Lage außer verbesserten Arbeits- und Wohnverhältnissen nichts geändert. Keiner der Künstler hat innerhalb der Siedler gesellschaftlichen Kontakt mit Kunstfreunden gewonnen, keine der Veranstaltungen brachte ihnen wirtschaftliche Erfolge. Als Kuriosum sei der einzige in diesem Raum abgewickelte Verkauf erwähnt: Der hier ordnende Arzt nahm einer malenden Lehrerin zwei „Postkartenbildchen“ für sein Wartezimmer ab. — Auch beim Verkauf seiner Werke ist der Künstler heute nahezu ausschließlich auf die öffentlichen Galerien angewiesen, und als Auftraggeber kommen überhaupt nur offizielle Stellen in Betracht.

Und wo kommt das Geld dafür her?

Ja, das ist ganz lustig. Hauptsächlich zahlen es jene Leute, die keine Kultur haben. Es ist eine für sie nicht gerade erfreuliche Folge ihres demokratischen Gleichheitsanspruches, daß jedermann anmaßende kulturelle Leistungsforderungen an sie stellen kann, was sich sehr schön im sogenannten Kultur Groschen ausdrückt — sie zahlen Steuer für etwas, das sie gar nicht kennen. — Dabei sagte mir kürzlich ein sehr hoher Funktionär (und drückte dabei aus, was viele seiner Kollegen denken): „...die Massen werden nie Kultur besitzen!“ Es entbehrt freilich nicht einer gewissen Ironie, wenn derselbe Mann offiziell „Kultur für alle“ fordert. Dieser Zwiespalt zwischen privater und öffentlicher Meinung beruht jedoch nicht auf Zynismus, sondern auf einem Mißverständnis. Allein um dieses aufzuklären, setze ich einige Sätze aus einer programmatischen Broschüre hierher, die von der sozialistischen Bildungszentrale in Wien im letzten Jahr zur Schulung von Referenten herausgegeben wurde. Es heißt dort: „Kultur soll nicht Klassenbesitz derer sein, die sie sich leisten können, sondern selbstverständliches Eigentum all derer, die für sie arbeiten. Nicht einer bestimmt die Kultur — das Volk, die Masse bestimmt sie. Es soll innerhalb dieser Kultur keine Tendenzen zur Diktatur, zur geistigen Aristokratie geben.“ — Also man greift sich an den Kopf. O Mann, wirf deinen Vogel in die Luft, gib ihn frei, rette ihn, denn — „... dein Vogel soll nicht dein Klassenbesitz sein, den du dir leistest, sondern selbstverständliches Eigentum all derer, die für ihn arbeiten. Nicht einer bestimmt, ob du einen Vogel haben darfst — das Volk, die Masse bestimmt es. Es soll bei der Vogelbändigung keine Tendenzen usw.... —“

Das ist das moderne Mißverständnis gegenüber aller Kultur überhaupt: die Vorstellung eines technischen Massenverschleißartikels ohne künstlerische Qualität, der produziert und konsumiert werden kann wie ein Halswasser, ein Parfüm oder Bier, das aber bei Genuß alles Glück der Welt spendet und dabei nicht mehr Geld und geistige Anstrengung kostet als ein Kinobesuch — die perverse Vorstellung von einer *Cultura ex machina*, sozusagen die Kultur in Einheitspackung für jedermann aus dem Automaten: oben die Münze hinein in den Schlitz, und unten fällt die Kultur in die Hand.

In der Berichtigung dieser Zwangsvorstellung läge der Ansatzpunkt für jede kulturpolitische Erziehung der Massen. Wunder dürfte man freilich auch von ihr keine erwarten, obwohl es möglich wäre, daß sich nach einiger Zeit wenigstens der natürliche Respekt der einfachen Menschen vor geistigen Werten wiederherstellte, auch dann wenn sie diese nicht verstünden. — Ich jedenfalls setze allein auf den Mann mit dem Vogel.